

Gefährliche Leidenschaft

Barbara Höfler

Die Netflix-Serie «The Queen's Gambit» hat auch bei unserer Autorin zur fixen Idee geführt, sofort Schach lernen zu müssen. Chronik eines Abstiegs in den Wahnsinn.

Der Gegner will an mir vorbei ins Zentrum und mit dem nächsten Zug rechts. Ein Zug rückwärts, und ich kann ihn schlagen. Abwägen! Alle Varianten durchrechnen, immer vier bis fünf Züge vor dem Gegner denken. Kann Rechts mich schlagen? Gibt es Drohungen von links? Kann ich mit dem Springer über die komplette T-Kreuzung sowohl den Linksverkehr schlagen als auch dem hinter mir drängelnden Rechtsabbieger entkommen? Zuletzt wird klar, dass ich am besten resigniere und mich nie mehr vor ein solches verstandesfressendes Schachbrett setzen sollte.

Ja, ich bin ein Opfer der Netflix-Serie «The Queen's Gambit». Der Geschichte des tranquilizersüchtigen Waisenkindes Beth Harmon auf ihrem Weg vom Keller des Kinderheims an die Spitze des Weltschachsports. Einer Geschichte, in der das Schachkind einmal nicht der uncoole Schüler im seniorenbeigen Pullunder ist, sondern eine sapiosexuelle Intelligenzbestie und Stil-Ikone! «Chess will never be the same», zitiert die «New York Times» Cathleen Sheehan, Modedesign-Professorin am Fashion Institute of Technology.

In der Tat wird Schach nach dieser Serie nicht mehr dasselbe sein wie zuvor. Vor allem, weil sich die Welt des Profischachs jetzt von Millionen Laien fragen lassen muss, wieso Frauen nur auf Netflix in Wettkämpfen gegen Männer antreten. In der Realität spielen sie nämlich wie unter Ayatollah Khomeiny getrennt, mit eigenen Titeln und Turnieren.

Schach, muss man fairerweise sagen, ist aber schon seit Covid-19 nicht mehr, was es war. Laut dem Weltschachbund Fide spielen seit dem Lockdown mehr Menschen mehr Schachpartien als je zuvor in der Geschichte des 1500 Jahre alten Spiels. Online-Plattformen wie Chess.com, auf denen man 24/7 gegen Gegner aus aller Welt und aller Niveaus antreten kann, verzeichnen seit dem Frühjahr 40 Prozent mehr Accounts. Auf Twitch, wo die junge Zielgruppe anderen normalerweise bei «Fortnite» und «Call of Duty» zuschaut, erleben Schach-Streaming-Kanäle extreme Beliebtheit: Eine halbe Million Follower hat etwa der US-Grossmeister Hikaru Nakamura, der auf seinem Kanal gegen Anfänger antritt. Zwischen März und August streamten Twitch-User 41,2 Millionen Stunden Schach, viermal so viel wie im Halbjahr davor.

Laut Fide ist es noch zu früh, um den Einfluss von «The Queen's Gambit» in diesem Kontext zu beurteilen. Fide-Sprecher David Llada stellt die Serie in ihrer medialen Wirksamkeit aber schon jetzt auf eine Stufe mit den Jahrhundertpartien Bobby Fischer vs. Boris Spasski bei der Schach-WM 1972 und dem Sieg des IBM-Rechners «Deep Blue» gegen den Weltmeister Garri Kasparow 1997. Auf Ebay stieg die Nachfrage nach Schachbrettern in den ersten zehn Tagen nach dem Serienstart um 273 Prozent. Alle sechs Sekunden eine Suchanfrage. Eine war von mir.

Als mein Secondhand-Schachbrett eintraf, wusste ich von all dem noch nichts. Gern würde ich auch so tun, als wüsste ich nicht ganz genau, welche magnetische Kraft mich als Anfängerin mit einem Elo-Wert (Mass der Spielstärke im Schach) gegen null zum Erlernen dieses Spiels hinzog.

Selbstverständlich waren es die Bilder der abartig schönen Schachspielerin, die mich sieben Serienstunden lang hypnotisiert hatten. Wie Gott blickte Beth auf ihre Spielbretter hinab und lenkte das Geschehen darauf. Grössenwahn und Minderwertigkeitskomplexe liegen aber bekanntlich nah beieinander. Vom Erlernen des königlichen, des edlen Spieles erhoffte ich mir auch Allerhöchstes, weil bei uns immer nur «Mensch ärgere dich nicht» gespielt wurde. Spieltaktik, Strategietiefe, Sozialprestige – hier habe ich gewissen Nachholbedarf. Es kam mir auch urplötzlich vor, als verstünde ich die ganze Gesellschaft und mein Leben erst, wenn ich Schach verstünde. All die geheimen Winkelzüge der anderen, ihre Denver-Clan-haften «Rochaden» und «Bauernopfer». Indem ich Schach lernte, würde ich all das gleichsam fürs Leben lernen. So verabschiedete ich mich in den November-Lockdown, und mein Untergang begann.

«Selbst der Anfänger wird verstehen, was ich ihm erkläre, und in der Lage sein, das Erlernte sofort anzuwenden», heisst es im Vorwort von «Bobby Fischer lehrt Schach». Fischer – Sohn einer Zürcherin, Vater ungewiss – erlangte mit 14 den Grossmeister-Status, mit 28 Jahren die höchste Elo-Zahl der Geschichte (2895) und ein Jahr später den Weltmeistertitel. Danach zog er sich in eine Welt der Paranoia zurück, hinterliess jedoch seinen «programmierten Schachlehrgang» von 1966: ein Handbuch mit 275 Mattaufgaben, deren Lösungen jeweils auf der nächsten Seite stehen. Auf Seite 334 beglückwünscht Fischer einen, man könne nun einige seiner ehemaligen Gegner schlagen.

Bereits in den ersten Stunden meiner Schachquarantäne setzte ich Paul Keres in der Partie von Bled, Jugoslawien, 1959, in einem Zug matt (mit dem gleichen Zug wie Fischer). Schon ganz member of the club stimmte ich dem Tenor zu: Die Schachspielregeln waren wirklich von jedermann zu erlernen! Auf Seite 82 fühlte ich mich so weit, auf Bobbys Rat «ein, zwei Partien in der Lernphase» zu wagen. Ein alter Bekannter fiel mir dafür ein. Via Textnachricht lehnte er ab, seine Frau habe gerade ein Baby bekommen. Anderntags erhielt ich schon frühmorgens eine Spieleinladung für Chess.com von ihm. Im Nachhinein denke ich, dass er spielsüchtig ist wie ich. Bei der Online-Partie sah ich dann mit offenem Mund zu, wie sie in Sekundenschnelle von absoluter geometrischer Aufgeräumtheit ins totale Chaos stürzte. 275 Matt-Aufgaben nützen offenkundig erst, wenn zuvor wenigstens die gebräuchlichsten Zugfolgen einer patenten Eröffnung geübt worden sind. Damit brachte ich die folgenden Tage zu – verhängen im Trainingsmodus auf Chess.com.

Ich spielte täglich zehn bis vierzehn Stunden Online-Schach. Morgens um acht Uhr rettungslos gegen reale Menschen verlieren, später aus Scham nur noch gegen den Rechner, dann weiter bis zwei Uhr nachts, herausfinden, wieso, wieder antreten und von vorn. In jedem anderen Zusammenhang würden vernünftige Menschen sich Sorgen machen. Nicht im Schach. In einem Essay namens «Schachfieber. Von der Liebe zu einem unmöglichen Spiel» lobt der Autor diesen Zerrüttungszustand als «glückseligen Zustand des Flows», das völlige Aufgehen in der Konzentration auf eine Tätigkeit, Ziel aller Geistesarbeiter.

Interessant dabei war, dass ich dennoch keinerlei Fortschritte machte. Man zieht seine Bauern, Springer und Läufer – d4, c4, Sf3, Lg5 – wie gelernt. Doch der andere braucht nur einmal anders zu ziehen als letztes Mal, schon bricht die ganze Ordnung zusammen, und neuerlich versinkt alles im Chaos. Die Zahl der möglichen Partien wird auf 10 hoch 120 geschätzt, mehr als die Summe aller Atome im Universum! Vier bis fünf Züge vor dem Gegner denken, das führt nach Adam Riese zum Kurzschluss. Ich hielt trotzdem die Stellung, weil ich mich mittlerweile persönlich angegriffen fühlte.

Dann kam ans Licht, dass sich ans Studium der Eröffnungsspiele zwangsläufig das Studium der Mittelspiele anschliessen muss und schliesslich das Studium der Endspiele. Auch zeigte sich, dass es nicht nur mehrere Regalmeter Fachliteratur zu jeder dieser Phasen gibt, sondern zu jedem Zug – und zwar je für Schwarz und Weiss (Lesetipp: «The Modernized Nimzovich Defense 1.e4 Nc6! A Complete Repertoire for Black»).

Mittlerweile richtig bedrückende Selbstwertkomplexe sassen mit am Steuer, als ich eines Nachts zur Tankstelle musste, weil ich vor lauter Denksport abermals vergessen hatte einzukaufen. Da fiel es mir nach dem Eklat an der Strassenkreuzung wie Schuppen von den Augen: Ich wurde keinen Deut klüger durch Schach, sondern stand kurz vor einer Schachvergiftung! Es lese jeder selbst in Stefan Zweigs «Schachnovelle» nach, was das ist («eine durchaus pathologische Form geistiger Überreizung» – bei mir leider ohne Genie).

Kann sein, dass ich familiär vorbelastet bin. Den Grossvater väterlicherseits sah ich nie woanders als beim Jassen, der Ätti mütterlicherseits hatte ein Problem mit Wetten, ein Cousin ersten Grades brachte es beim Facebook-Spiel «Mafia Games» zu internationalem Ansehen. Trotzdem bin ich fast sicher, dass es jedem so ergeht wie mir, der ernsthaft versucht, Schach zu lernen. Er wird in ein Fass ohne Boden fallen, das sich mit ihm immer weiter dreht. Aber anders als bei den klassischen, von der WHO anerkannten Spielsüchten – Glücksspiel, Wetten, Games – geniesst der Schachsüchtige dabei vollen gesellschaftlichen Rückhalt. Niemand hält ihn auf. Er wird sogar noch angestachelt!

«Der einzige Weg, Schach zu spielen – und es gut zu spielen –, besteht darin, Rückschläge nicht zu bejammern und ihnen nicht zu erlauben, uns zu paralisieren», heisst es abermals in «Schachliebe». Nur mit «Disziplin und Rechenaufwand» seien Siegespalmen zu gewinnen. Das sei «der Eintrittspreis, den wir für das Spiel bezahlen». Die mit den grössten Siegespalmen spielen am Ende eine Partie gegen Gott und landen in der Psychiatrie (Wilhelm Steinitz, gestorben 1900, und andere). Warum wird so ein hochgradig gefährliches, alles absorbierendes Spiel derart protegiert? Eine Antwort liefert die Schachgeschichte. Die ersten paar Jahrhunderte spielten nur Könige Schach, und zwar holterdiepolter, einfach so viele Figuren schlagen wie möglich. Während mein Schach darüber nie hinauswachsen wird, verkomplizierte das Spiel sich ab dem 18. Jahrhundert hin zum Denken in langen Handlungsketten. Schach wurde zur Sache des Bildungsbürgertums, propagiert als «Probierstein des Geistes» (Goethe). Spielsucht trifft ja nur die Dummen!

Männern gelang damals der geniale Schachzug, 50 Prozent der Bevölkerung matt zu setzen, indem sie Frauen, die im Mittelalter noch gleichberechtigte Gegner waren, bei Turnieren einfach nicht mitspielen liessen – bis heute. Im Oktober erklärte Nigel Short, Vizepräsident der Fide, erst wieder, dass Frauen andere Gehirne als Männer hätten und daher leichtere Wettkämpfe brauchten. Eine solche Ansicht zeugt eigentlich von offener Dummheit. Ist Schachkönnen überhaupt ein Indiz für Intelligenz?

Wissenschaftlich gibt es keinen Zusammenhang zwischen IQ- und Elo-Wert. Schachprofis können sich lediglich Stellungen besser merken. Was bringt das im restlichen Leben? Nichts. Den besten Beweis dafür, dass Schachwissen sich auf keinem anderen Leistungsfeld bewährt, lieferte wohl der Niedergang des Adlerhorsts des Schachs schlechthin, der Sowjetunion. Schach, wusste der Literaturnobelpreisträger Bernard Shaw, «ist ein dummes Mittel, faule Menschen glauben zu lassen, sie täten etwas Kluges, während sie in Wirklichkeit nur ihre Zeit verschwenden». Mein Fazit nach

einer Woche Schach-Isolationscamp: Mensch, ärgere dich nicht!

■

Barbara Höfler steigt nach der Mattsetzung durch Schach jetzt auf Backgammon um, das Brettspiel der Playboy Mansion und der lebensfrohen Griechen.

Aus dem NZZ-E-Paper vom 29.11.2020